

Willibald Pirckheimer : akademischer Vortrag gehalten in Zürich am 14. Januar 1937

Autor(en): **Burckhardt, C.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Willibald Pirckheimer

Akademischer Vortrag gehalten in Zürich am 14. Januar 1937

von C. J. Burckhardt

Das verflossene Jahr des Gedächtnisses an Erasmus von Rotterdam hat viele Gestalten wieder aufgerufen, aus dem mit seltsamen lateinischen Namen geschmückten, in der Morgenkühle der Reformation verschwundenen deutschen Humanistentreiben. Auch der Mann, den man den heitern Weisen von Nürnberg genannt hat, Willibald Pirckheimer, stand wieder vor uns. Das Schicksal, das er mit seinen Bestrebungen erlitt, erscheint uns heute zeitgemäss. Und so wollen wir uns denn seiner erinnern.

Immer wieder ist er angesprochen worden, als der bezeichnende Vertreter des Grossbürgertums des ausgehenden 15. Jahrhunderts, der Träger einer in stolzer Kulturentfaltung endenden Nürnberger Tradition. Diese Vorstellung ist ebenso unrichtig, wie die Feststellung, die Ulrich von Hutten einmal in einem Briefe an Pirckheimer machte, als er ihm schrieb: Nürnberg sei die erste der grossen deutschen Städte gewesen, die dem Humanismus ihre Tore geöffnet habe. Was Pirckheimer betrifft, so sei vorweggenommen: er ist nicht typisch — er ist in allem eine Ausnahme. Er strebt nach der Verbindung angestammter Norm, die mit der Generation seines Vaters abgerissen ist und die er wieder erobern muss: Verbindung der Ueberlieferung mit dem neuen Geiste, den er während einer auswärts verbrachten Jugend erworben hat. Diese Verbindung gelingt ihm nicht wirklich. Was aber Nürnberg anbetrifft, so hat gerade dieses höchst ausgeprägte Gemeinwesen sich im Unterschied zu anderen Reichsstädten im 15. Jahrhundert der neuen Bildung gegenüber ungewöhnlich lange ablehnend verhalten. Als ein Neues, Fremdes, Auflösendes hat der Humanismus ein halbes Jahrhun-

dert gebraucht, um sich in Nürnberg durchzusetzen. Ein besonders starker Konservatismus hat sich gegen das Eindringen des Neuen gewehrt. Konservative Verhaltenheit ist im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert ein Charakteristikum der politisch-sozialen Geschichte Nürnbergs: Kritik, scharfes Empfinden für nicht Zusagendes, Fähigkeit der Ablehnung, die das Patrizische charakterisiert, im Sinne von Jarnos einseitigem Wort im Wilhelm Meister, wonach Vornehmheit in erster Linie ein Negatives sei. Diese Verhaltenheit hat lange Zeit in Nürnberg alle Lebensäußerungen bis zu den höchsten Leistungen der Kunst bestimmt. Während wir seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in anderen deutschen Städten die Zunft- und Handwerkerrevolutionen haben, behalten in Nürnberg die Geschlechter das Heft fest in der Hand. Es entsteht dadurch eine jener historischen Retardierungen, in welchen dann auch alles in einem besonderen Spätherbstlicht zu einer gedankenreichen, oft vom Frost schon leise berührten Reife gelangt.

Willibald Pirckheimer, der einem der reichsten, mächtigsten und vor allem begabtesten Geschlechter der Stadt entstammt, wächst beinah in der Verbannung auf, in einer Umgebung, die dem reichsstädtischen Wesen sehr entgegen ist, an geistlichen und weltlichen Höfen. Sein Vater, der in Italien studiert hat, nimmt den Knaben aus dem Kreise seiner zahlreichen Schwestern weg und lässt ihn auf seinen vielen Gesandtschaftsreisen im Dienst des Bayrischen Herzogs oder des Erzherzogs Sigismund mitreiten, sobald der Junge im Sattel sitzen kann. Unterwegs gibt er ihm Unterricht in den beiden alten Sprachen. Die halbe Christenheit lernt Willibald auf diesen Reisen kennen. Später erhält er die rittermässige Ausbildung am Hofe seines Paten, des Bischofs von Eichstädt. An kleinen Feldzügen nimmt er teil und ungerne gehorcht er dem väterlichen Befehl sich zum Studium nach Padua zu begeben. Er möchte Soldat bleiben, in körperlichen Uebungen tut er es allen seinen Altersgenossen zuvor — „einem rittermässigen Manne“, schreibt er, „gereicht es in Deutschland zu nicht geringer Schande gelehrt zu sein.“

Der Hauptgrund, aus welchem Willibalds Vater, Johannes Pirckheimer, nicht in Nürnberg lebt, ist der folgende: er war Doktor der beiden Rechte — das war in Nürnberg nicht ge-nehm. Dabei ist in dieser Stadt, im letzten Viertel des 15. Jahr-

hunderts, das Neue eigentümlicherweise ausschliesslich durch die Jurisprudenz, und zwar auf dem Wege über die äussere Politik eingedrungen. Nürnberg kämpfte bewusster, stärker als andere deutsche Reichsstädte um seine Unabhängigkeit, vor allem in der Rechtspflege. Keiner Gerichtsbarkeit wollte man sich unterordnen, es sei denn der kaiserlichen. Das Kaiserrecht aber war seit Karl IV., dem in Paris erzogenen Luxemburger, zunehmend römisch rechtlich bestimmt. Durch seine Aussenpolitik war der Nürnberger Rat gezwungen, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen. Er brauchte in Frankreich oder in Italien vorgebildete Juristen. Was aber nun bemerkenswert erscheint, das ist, dass er diese Legisten als ein notwendiges Uebel mit Schärfe zu isolieren suchte. Die Bestimmung der Ratsverfassung, dass kein Doktor im Rate sitzen dürfe, bezeichnet dieses Streben ebenso deutlich, wie der Umstand, dass zu Rechtsberatern vorerst nur Auswärtige genommen wurden und es unerwünscht schien, dass Söhne ratsfähiger Geschlechter auf ausländischen Universitäten studierten. Noch absonderlicher als die Rechtsberater lebten in der Reichsstadt die wenigen nach den schönen Künsten hin gerichteten, im Gefolge der Juristen erschienenen, Humanisten, von der Art des Gregor von Heimburg, den Aeneas Sylvius den gelehrtesten und beredtesten unter den Deutschen genannt hatte, der aber in Nürnberg keinerlei Wirkung in die Breite auszuüben vermochte und bald wieder fortziehen musste.

Auch Willibald Pirckheimers Vater hielt es nach seiner Rückkehr aus Italien in Nürnberg nicht aus. Die spottlustige Meinung seiner Standesgenossen lastete auf ihm. Privates spielte mit, aus dem Reiche des Gerüchts und des Stadtklatsches; Gerede hatte sich an den Ruf seiner jungen Gattin geheftet, ein leidiger Prozess war in der Sache geführt worden, und Johannes hatte sich im Unmut aus der Vaterstadt wegbegeben. Von aussen aber sollte er an der Rezeption des Humanismus in Nürnberg beteiligt sein. Schon im Beginn der 70er Jahre des 15. Jahrhunderts liess er, durch einen Juristen aus dem Eichstädter Humanistenkreise, eine mit dem ganzen Inventar des Humanismus getränkte zivilrechtliche Schrift über die Ehe, dem Nürnberger Rat widmen. Der Rat muss sie wohl oder übel annehmen und vervielfältigen lassen, denn seine Beziehungen zu Eichstädt waren besonders gute. Dass er aber im Jahre 1484 dann, in einer

neuen Kodifikation des Zivilrechtes — der sogenannten „Nürnberg-
Reformation“ — das römisch-kanonische Recht zur
Grundlage aller verbindlichen Gesetze macht, das ist Pirck-
heimers unablässigem Einfluss und seinem nicht zu umgehenden
juristischen Ratschlage zuzuschreiben, so dass nun der Verbannte
aus der Ferne wie ein heimlicher Kaiser wirkt. Er setzt sich
durch, es wird von Unrecht gesprochen, das man ihm angetan
habe; und schon 1492 ist eine so entgegenkommende Stimmung
entstanden, dass Johannes Pirckheimer zurückkehren kann. Sofort
lässt er auch den in Italien studierenden Willibald heimkommen.
Er rät ihm von einer auswärtigen Laufbahn ab. Er heisst ihn die
beinah gerissene Kette wieder schliessen, sein Studium nicht
durch ein Doktorat beenden — nein — er soll Ratsherr werden
und in hergebrachter Weise in der Stadt heiraten. So ge-
schieht es. Alles scheint in Ordnung zu kommen. Der Rat
stellt für die Hochzeit das Ratshaus zur Verfügung.

Willibald ist mit Willensanstrengung in seine Vaterstadt zu-
rückgekehrt. Auf die grossen Verhältnisse, die er in seiner
Kinderzeit kennengelernt hatte, waren die italienischen Jahre
gefolgt, in welchen die anderen in Italien studierenden Deut-
schen ihn angefeindet hatten: er sei völlig zum Italiener ge-
worden, deutschem Wesen untreu, er habe seine Landsleute
gemieden. Pirckheimer hat sich schwer von dem italienischen
Dasein getrennt, das ihm, nachdem er es ursprünglich hatte ab-
lehnen wollen, um Soldat zu bleiben, dann als die eigentliche
Erfüllung seines Wesens, später als die unwiderbringliche,
glücklichste Zeit seines Lebens erschien. In der grossen nation-
alen Erhebung Italiens, einer der vielen Renaissancen, denen
die Gelehrten immer nachgehn, um — oft scheint es beinah zu
ihrem Aerger — immer auf noch frühere zu stossen, in dem
endenden Quattrocento und beginnenden Cinquecento hatte
Pirckheimer sich eins gefühlt mit seinem eigenen stark sich be-
hauptenden Lebensdrang, seinem Vertrauen auf das Recht der
eigenen Natur und der Natur überhaupt. Etwas männlich Wage-
mutiges ist auch im jungen Pirckheimer, dasselbe was dann
bei Hutten zur verzweifelten Herausforderung wird, bei
Pirckheimer ist es voller, ausgeglichener aber zugleich auch viel
weicher. Er strebt zu Universalität und seine innern und äussern
Besitztümer versucht er zusammenzuhalten durch stoische Grund-

sätze. In seiner strömenden deutschen Prosa, die er leider allzu selten handhabte, schreibt er an seine Schwester Charitas, die grosse Aebtissin von St. Klara in Nürnberg: „Ich halte mich an die Grundsätze der stoischen Philosophen, die beständiger denn alle zerfliessenden Dinge die Menschen, so im Meer dieser Welt hin und herschweben, wallen und umgetrieben werden, unversehrt in den Port leiten.“

Vieles, sagt er einmal, habe er mit kühlem Willen auf sich genommen. Die Verheiratung war ein Akt der Pietät gegenüber dem Vater. Seine Frau gebar ihm mehrere Töchter und starb an der Geburt eines toten Sohnes nach 7-jähriger Ehe. Pirckheimer verheiratete sich nicht wieder; er sprach von einer Pflicht die hinter ihm liege, von Freiheit, die er brauche. Der Wille zu dieser Freiheit war wie das Korrelat zu dem rationalen Streben der humanistischen Aufklärung; je mehr das Grauen vor den grossen metaphysischen Kräften abnahm, desto mächtiger erschien das Wesen des unbewussten Triebes, wie ihn Erasmus von Rotterdam im „*Laus stultitiae*“ als die Kraft hinstellen sollte, die allem Verstand entgegen die Welt regiere. Heiter, frei wollte man die Güter des Lebens beherrschen; und es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie in dieser Zeitenwende all diese so kühn zum Genusse des Daseins aufgebrochene Jugend flügelahm zurückkehrt, als sei — als furchtbares Argument für Moralisten — die Seuche, von der Dürer an seinen Freund Pirckheimer aus Venedig schreibt: Alles, jung und alt werde hier von ihr hinweggerafft — als sei diese Franzosenkrankheit des 16. Jahrhunderts, der Hutten mit 36 Jahren erliegt und der auch Pirckheimer nicht entgehen soll, zur Strafe für menschlichen Frevelmut geschickt worden.

Es ist eine so kurze Zeit, die diese Humanisten zwischen den Schranken des Mittelalters, die sie wegräumen, und den Härten des reformatorischen Kampfes verbringen — zuerst euphorisch — dann so bald bedrängt mit ihrem Ruhm und ihrem Glanz und allem, was sie sich gegenseitig verliehen haben — beiseite geschoben. Ihre Zeit hat etwas von einem Versuch an sich, auch ihre Menschen. Wir haben die Profilzeichnung vor uns, die Dürer im Jahre 1503, dem Todesjahr von Pirckheimers Frau, von seinem 33-jährigen Freunde Willibald gemacht hat. Ein leidenschaftliches Antlitz, wie von innen gehämmert, klug, aber mit

einer gewissen geniesserisch-eigensinnigen Stumpfheit. Etwas unfertig Mächtiges steht uns vor Augen, als Entwurf zu einem besondern Menschentypus, der sich in Deutschland nicht durchsetzen soll. Das Edle des sehr jungen aber schon bitteren Mundes, des kühnen Kinns verliert sich im stiernäckigen, rohen, verfetteten Hals. Rasse und ungeformte Schwere, Ernst und Stumpfheit und ein fast niedriges Sichgehenlassen ist in diesem Haupt gegensätzlich vereinigt. Von besonderer Schönheit, von den andern Zügen gesondert, ist nur das Ohr. Ein wirklich fertiges Gebilde, wie das Ohr eines Musikers mit der schön geschwungenen, dem Schall wie dem leisesten Anhauch geöffneten Muschel, die so geistreich geführt und am Kopfe fest verankert ist. Pirckheimer war ein wunderbarer Zuhörer, er hatte einen sichern Sinn für geistigen Wert. Entscheidendes schien ihn zu dem schweren, oft enttäuschenden und bei Selbstlosigkeit so grossen Amtes des reichen Förderers zu bestimmen; aber etwas Eigenwilliges und Rechthaberisches liess ihn als Mäzen oft die Linie brechen. Er war alles zugleich und doch nichts ganz, Soldat — und doch erschreckter Zuschauer des Soldatenhandwerks und seiner Grausamkeiten. Wie deutlich steht dies in seiner Schilderung des Schwabenkrieges, an dem er als Führer des Nürnberger Reichskontingentes teilnahm. Alle unvergesslichen Stellen dieses Buches sprechen von Mitleid; wie jene, wo er die verhungerten Engadiner Kinder schildert, die von zwei alten Weibern auf die Weide getrieben werden und auf allen Vieren nach Gras suchen: „Als ich dies gesehen hatte, konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten, während ich das elende Los der Menschen beklagte und die Furie des Krieges verwünschte“. Ja, alle gehobenen Stellen gehören dem Mitleid an, derselbe Pirckheimer konnte aber auch wettern gegen „die Memmen, die immer von Frieden winseln, in einer Welt, in der noch so viel zu bereinigen ist“.

Pirckheimer lebte in Nürnberg ein wenig wie ein fremder Paradiesvogel. Er wurde ehrenvoll behandelt, auch angestaunt, aber hinter seinem Rücken wurde so vieles was er tat und schrieb bekrittelt, und er gehörte — wie einmal einer seiner Freunde schreibt — zu denen, die man zwar zu allen Ehren aufsteigen lässt, denen man aber, wenn sie nicht dabei sind, ein schlimmes Ende prophezeit. In der hohen Verwaltung, im Ge-

biete der Staatsfinanzen, der Steuerpraxis, des Rechtes, der Schulpflege, des Verlags- und Bibliothekswesens, als Soldat — und vor allem als angesehener überlegener Unterhändler in Fragen der reichsstädtischen Aussenpolitik — unentwegt hat er dem Stadtstaat nach guter Väter Sitte gedient. Er fühlte sich eins mit diesem Staate, und sein gemeinnütziges Wirken hatte tiefe Wurzeln in jenem Herkommen, das in Goethes Wilhelm Meister, Wilhelm vertritt, der den unwägbaren geistig-sinnlichen Wert, der den Besitzenden mit der Gemeinschaft verbindet, in so altreichsstädtischer Weise, gegen seinen Schwager Werner verteidigt, welcher Wert nur als etwas durch Geld Messbares betrachtet, was ihn dann zur öffentlichen Sache, zum Staate in ein lebloses abstraktes Verhältnis führt. Pirckheimers Beziehung zu Nürnberg war trotz der Spannung, die zwischen ihm und seiner Stadt zeitlebens bestand, in den Tiefen des Herzens noch diejenige einer natürlichen Identität mit dem zu einer tiefen Schicksalsgemeinschaft verbundenen Gebilde der einzigartigen überblickbaren Heimat. Aber trotz dieser vielseitigen, unablässigen öffentlichen Tätigkeit ist Pirckheimer seinen Landsleuten, die oft stolz auf ihn waren, nie ganz geheuer gewesen. Immer wieder kam es zu Konflikten, immer wieder musste er seine Tätigkeit im Rate unterbrechen, oder er kam wegen Anschuldigungen, seinen sehr freien Wandel betreffend, ins Verhör.

Für Unannehmlichkeiten allerdings, wusste er sich reichlich zu entschädigen. Er schuf sich eine eigene glanzvolle Welt in der alten angestammten. Wie er zurückkehrte, begann ja das Eis für die neue Bildung schon zu brechen. Der letzte Mann aus der Fremde, der als Humanist im Gefolge der Juristen nach Nürnberg gekommen war, und der im Unterschied zu seinen Vorgängern das Nürnberger Patriziat zu fesseln gewusst hatte, ist Conrad Celtis, der dem Modernen durch eine ganz bestimmte, dem Stadtgeschmack angemessene, zurückhaltende, etwas gezierte Manier Eingang verschaffte. Spuren jedoch von poetischer Inspiration sind bisweilen vorhanden bei ihm. In den besten seiner Gedichte, wie etwa der Grabschrift von Pirckheimers Vetter, Johann Löffelholz, den Celtis „Janus Cocles“ taufte — findet man, neben einer nicht allzu aufdringlich zur Schau getragenen Gelehrsamkeit in einzelnen Stellen Schönheiten, die an die einzige wirkliche Dichtung des deutschen Humanismus aus

der Zeit seiner tastenden Versuche, an den herrlichen „Ackermann aus Böhmen“, anklingen. Celtis war lange Pirckheimers Gast. Wer war nicht sein Gast? Es liessen sich Stunden ausfüllen nur mit der Aufzählung. Zu dem Bild seines Wesens und seiner nach überall hin sich ausbreitenden Menschlichkeit gehört diese europäische Geselligkeit. Alles was die Welt damals an bedeutenden Gelehrten besass, trat mit Pirckheimer in brieflichen Verkehr, und wer durch Deutschland reiste, kehrte bei ihm an. Seine Tafel war immer gedeckt; das europäische Gespräch in lateinischer Sprache riss in seinem Hause niemals ab. Er hatte jene völlige Freiheit und soziale Ubiquität erreicht, die es ihm erlaubten mit Fürsten und Gelehrten, mit weisen Sonderlingen, mit reichen Kaufleuten, Schwarmgeistern, Revolutionären und was die Zeit so mit sich führte, selbstverständlichen Umgang zu pflegen.

Wir sehn ihn in der unvergesslichen Lage auf dem Schiff im leichten Morgennebel auf dem Bodensee, unterwegs von Lindau nach Konstanz. Das Schiff führt den Kaiser Maximilian. Zwei Tage vorher hatte sich der Herrscher eingeschlossen, hatte er mit niemand reden wollen, nach der Nachricht von der Schlacht bei Dornach. Jetzt wieder gelassen, sitzt er unter einem Baldachin, am Heck der grossen Barke. Er lässt Pirckheimer rufen: „Setzt euch zu mir, sagt er ihm, und hört meinem Reiterlatein zu“, und dann beginnt er einem Schreiber die Memoiren seines bewegten Lebens zu diktieren. Ein anderes Mal ist der Tisch im Pirckheimer'schen Hause zu ungewohnter nächtlicher Stunde gerichtet worden, und der Hausherr sitzt beim Wein mit einem müden Gast, von dem es heisst — wer ihn einmal gesehen habe, könne seinen dunkeln, blitzenden Blick nicht mehr vergessen — der Mann ist Martin Luther, 1518 von Augsburg zurückkehrend. Luther hat Pirckheimer ungeheuer interessiert, aber vielleicht nicht mehr. Das Bedeutende an Luther war Pirckheimer erkennbar, das aber, was hinter dieser menschlichen Bedeutung wirkte, das erschreckte ihn. Im Beginn der Reformation bitten sich Freunde von nah und fern bei Pirckheimer die neusten Schriften von Luther aus. Ein grosser Teil ausländischer Briefe an Luther geht durch Pirckheimers Hand. Seit jungen Jahren ist Pirckheimer auch mit Melancthon befreundet, welcher den „heiteren Weisen von Nürnberg“ schon in Tübingen besang. Die engen Beziehungen haben gedauert, bis sie vom Tode gelöst

wurden. Pirckheimer war begierig auf Menschen, er fahndete nach ihnen. Wie hat er Beatus Rhenanus bestürmt, bis er ihn in brieflichen Verkehr mit dem Fürsten der Gilde — Erasmus — gebracht hatte. Nach Nürnberg gelangte der Rotterdamer nie, so viel Pirckheimer ihn dazu ermunterte, aber für alles was Pirckheimers Lebensumstände waren, hat er sich in seinen Briefen interessiert. Von den Schwestern und Töchtern Pirckheimers, den so freudig evangelisch und geschmackvoll gemässigt an der neuen Bildung teilnehmenden Klosterfrauen, hat Erasmus geschrieben: England habe die Frauen und Töchter des Morus — Deutschland aber habe die Pirckheimerinnen.

Manchmal ertrug der Nürnberger Stadtkreis so viel Natürlichkeit in den Beziehungen zu Menschen nicht. In Italien hatte Pirckheimer in einem engen Freundeskreis mit Giovanni Pico della Mirandola und Gian Galeazzo San Severino, Ludovico Moros Schwiegersohn, gelebt. Er blieb in Briefwechsel mit ihnen, aber er meinte einmal, das Anklingen an die italienische Erinnerung beschwere ihn, das sei unwiederbringlich und ziehe einem nur ab von dem Täglichen, was man zu tun habe. Der Graf von San Severino, Gian Galeazzo, besuchte ihn im Jahre 1502. Damals lagen die Nürnberger gerade in Fehde mit dem Markgrafen Casimir von Brandenburg. Dieser griff die Stadt an. Die Nürnberger, unter der Führung eines Ratsherrn, rückten ihm entgegen. Sie wurden geschlagen, es gab 400 Tote, die andern strömten in regelloser Unordnung in den Schutz der Mauern zurück. Hier nun tritt Pirckheimer in Aktion. Mit frischen 800 Mann nimmt er draussen vor dem Frauentor Stellung. Sein italienischer Gast, der einen mächtigen Federhut trägt, reitet neben ihm, das ärgert die Nürnberger. Pirckheimers Truppe kommt nicht zum Schlagen, aber die Markgräflichen ziehen schleunigst ab. Alles wendet sich nun gegen den wehrhaften Humanisten, er habe hochmütig zugeschaut mit seinem Teufels-Galeazz. Der Galeazz habe beim Ausrücken seinen närrischen Federhut geschwenkt und habe dadurch die Flucht der Geschlagenen beschleunigt. Der Rat fordert den Italiener zum sofortigen Verlassen der Stadt auf; das ewig Schildbürgerliche deutscher Reichsstädter dringt durch. Pirckheimer muss sich während Tagen in sein Haus einschliessen und kann sich nicht mehr zeigen.

Von dem aber, was die Enge ihm antat, hat er sich immer sehr rasch in der Weite erholt. Er ist in alle grossen deutschen Fragen hineingezogen worden: in die grundlegende des Reichszusammenhangs und die einst so deutsche der ständischen Individualität, in die soziale der Handwerker- und Bauernnot, in die Spannung zwischen Fürstengewalt, Feudalismus und Grossbürgertum — lauter Fragen, die im damaligen Frankreich raschen, radikalen Lösungen entgegendrängten; auch in der Jugendfrage, als einer geistig-prinzipiellen, wurde er zur Auseinandersetzung, zur Stellungnahme veranlasst.

Ein getaufter Jude namens Pfefferkorn, hatte 1500 bei Kaiser Maximilian den Antrag gestellt, „es möchten sämtliche rabbinischen Schriften — da sie das Christentum und die Christen lästerten — verbrannt werden.“ Der von Erasmus später in einer Apotheose gefeierte Pforzheimer Humanist, Johann Reuchlin, war einer der gründlichsten Kenner der mittelalterlichen jüdischen Literatur. Als Schiedsrichter angerufen, sprach er sich mit Schärfe gegen Pfefferkorns Antrag aus, und nun fielen die Kölner Dominikaner unter Führung des Inquisitors Hokstraeten über den stillen Gelehrten her. Es entstand einer dieser für das Humanistenwesen so bezeichnenden — im neuen Besitz der Druckerpresse begierig vervielfältigten — publizistischen Dispute, in welchen vorerst lauter antiker Polemik entliehene, oder etwas plump nachgebildete Pfeile von Lager zu Lager abgeschossen wurden. Reuchlin erhielt bei diesem Streite die ganze Schar der Humanisten ohne Ausnahme als liberalen Zuzug; sie schlugen sich gegen den Vorschlag der Ausmordung eines Geistes, der für sie Forschungsgegenstand war, wie alles andere auch. In diesem Kampf entstanden jene berühmten Dunkelmännerbriefe, das geschlossenste satirische Werk, das Deutschland je hervorgebracht hat. Und dieses Buch, an dem auch Pirckheimer mitarbeitete, steht weit über dem sonstigen Ton der Dispute. Pirckheimer verurteilte die Grobheit der Polemik, er ermahnte Reuchlin zu Würde und philosophischer Ruhe. Zuletzt hat er als Arbiter alles kontrolliert, was in dem Streite von Reuchlin'scher Seite herausgegeben wurde. 1517 griff er selbst in den Streit ein. Wie immer, wenn die damaligen Humanisten nach den Mitteln suchten, die später Voltaire zur Vollendung ausgebildet hat,

wandten sie sich an Lukian. Unter Lukians Gesprächen schien Pirckheimer „Der Fischer“ gut auf Reuchlin zu passen. Er übersetzte diesen Dialog und transponierte ihn auf zeitgenössischen Inhalt hin. Dies ist die Schrift, die Pirckheimer den Ruf eines Reformators der Kirche eingetragen hat. „Ihr habt,“ ruft er den Gegnern Reuchlins zu, „den eifrigsten Verteidiger Eures Glaubens einen Halbjuden genannt, ach, wenn ihr doch mehr Eifer für die milden Lehren Christi hättet“. Der erste Teil der Apologie befasst sich mit den sittlichen Gebrechen der Gegner Reuchlins. Der zweite Teil enthält dann Pirckheimers positive Forderungen, sie starren von polemischen Waffen: wie zieht er gegen die scholastische Dialektik los: die Amplifikationen, Häcseitäten, Quidditäten, Korrolarien und Porismata. Er verlangt für den wahren christlichen Theologen die Kenntnis Platons, scharfe historische Kritik, an der Rechtslehre geschultes Denken; dann zählt er auf, wen er in diesem Sinne für wahre Theologen halte. Ueberraschende Zusammenhänge entstehen: Luther, Erasmus, Johann Eck, Giovanni Pico della Mirandola — um nur einige zu nennen —, nichts ist mehr angefeindet worden als diese Auswahl. Es ist kein Zweifel, wenn man diese zur Textkritik aufrufende moralistische Schrift genauer betrachtet, so führt von ihr ein Weg an Luther und den andern Reformatoren vorbei in gerader Linie zu Kornhaert, zu den Socinianern und Arminianern, von da zu den Deïsten. Diese theologisierenden Humanisten sind die Begründer des theologischen Rationalismus — das heisst der souveränen Reflexion des menschlichen Verstandes über den Glaubensinhalt, und es ist nun gerade bei Pirckheimer merkwürdig zu sehn, wie er dies fühlt, davor erschrickt und in einigen Sätzen das ganze humanistische Programm, die synkretistischen oder wahrhaft bildungsmässigen Aufforderungen wieder zurücknimmt und auf die reinen Evangelien verweist, deren Aufnahme im kindlichen Sinne all diesen Erwägungen überlegen sei.

Das Eigentliche an dieser massvollen und weisen Apologie, wie an allen Schriften des Humanismus, ist aber doch das Literarische. Dahin zielt auch das Lob — immer wieder formales Lob —, das Ereignis bleibt ein literarisches; „das Büchlein werde in allen literarischen Kreisen, auch bei Convivien vor-

gelesen", schreibt Stadius aus Wien. Erasmus allein weist darauf hin, was der Schrift ihren eigentlichen Wert verleiht: „Hier hat auch das Herz Dich beredt gemacht", sagt er, und das stimmt.

Und dennoch haben alle diese theologischen Produkte, die aus dem Humanistenkreise kommen, etwas Scheinhaftes an sich, durch das vertrauliche, etwas selbstgefällige Wesen, in welchem sie sich vernünftig rasonierend zu den gefährlichsten Fragen stellen — mit einem seltsamen Optimismus vor dem tragischen Grundwesen der Welt. Unwirkliches ist hier vorhanden. Auf einem begrenzten, alltäglichen Gebiet wird das, was in geistlicher Beziehung zu sagen ist, deutlicher werden — ich gebe ein Beispiel: Ulrich von Hutten, diese schneidende Gestalt zwischen erniedrigtem Cherubim und Desperado er, der fränkische Ritter, schreibt an den Nürnberger Patrizier; „Ob unsere Behausung auf dem Berg oder in der Ebene liegt, sie ist nie zur Behaglichkeit sondern nur zum Schutze erbaut, von Wall und Graben umgeben, innen ungeräumig mit Vieh- und Pferdeställen zusammengedrängt, daneben finstere Schuppen voller Kanonen, Pech und Schwefel und was sonst noch zur kriegerischen Ausrüstung an Waffen und Maschinen gehört. Ueberall der Gestank des Schiesspulvers, dann die Hunde mit ihrem Unrat, das duftet lieblich und angenehm, sollt ich meinen. Reitersleute kommen und gehn, auch Raubgesindel, Diebe und Wegelagerer, denn gewöhnlich stehn unsere Häuser offen, und unsere Leute wissen selten, was einer ist, oder fragen nicht viel darnach. Man hört das Blöken der Schafe, das Brüllen der Ochsen, das Bellen der Hunde, das Schreien der Feldarbeiter, das Rumpeln und Gerassel der Karren und Wagen, ja, in unserer Gegend, wo die Wälder nahe sind, auch das Heulen der Wölfe. Der ganze Tag ist mit Angst und Sorge um den nächsten, mit fortgesetzter Bewegung und dauerndem Sturme ausgefüllt." — Das ist die Wirklichkeit des Jahrhunderts. Pirckheimer dagegen berichtet vom Schlosse seines Schwagers aus: „Wohin man auch immer blicken mag, alles blüht, alles lacht, sodass nicht allein das Auge durch einen so lieblichen Anblick ergötzt, sondern auch das Gemüt wunderbar erheitert wird... Obschon alles höchst anmutig ist, so bietet doch eine uralte Grotte ein wunderbares und liebliches

Schauspiel dar. Sie liegt nicht weit vom Eingange in das Dorf, tief unten im Tale, an einigen Quellen, so kunstgerecht in lebendigen Stein gehauen, dass ein Einsiedler recht bequem da hat wohnen können; oben wird sie von weit sich ausbreitenden Bäumen und kriechendem Epheu bedeckt, innen aber sprudelt neben dem Eingang ein kühler Quell hervor, sehr süßen Geschmacks; im Winter ist sie warm, aber im Sommer ganz kühl und so wie man die Grotte Apolls und der Musen schildert. Denn in dem freundlichen Gebüsch und dichtem Gesträuche nisten allerlei Vögel und schmeicheln unaufhörlich mit süßem und geschwätzigem Gesange den Lüften... Früh nach der Morgenandacht beobachtete ich vom Turme mit vielem Vergnügen, wie die blökenden Schafe in zwei Herden zur Weide ziehn... Oft lade ich mir Dorfleute ein, besonders an Feiertagen, und unterhalte mich mit ihnen über den Landbau und über die Natur. Darauf nehme ich wieder ein Buch zur Hand, ab und zu ein theologisches, oft etwas Altklassisches, besonders gern Bücher über die Sitten der Menschen und die Herrlichkeit der Natur, sodass ich bis tief in die Nacht hinein wache, um bei hellem Himmel mit meinen Instrumenten den Lauf der irrenden Sterne zu verfolgen. Denn drei Hauptgestirne sind jetzt nachts an unsrer Himmelskugel sichtbar. Endlich, ohne noch etwas zu geniessen, gehe ich zur Ruhe... Wollt ich Dir schreiben, wie mich dies freie Leben hier erquickt, wie mich diese Einsamkeit anheimelt, wie glücklich mir die Landsleute erscheinen, wenn sie ihr eigenes Glück nur zu schätzen wüssten, ich müsste Dir ein langes Liedlein singen..." — Schäferidyllen aus dem 18. Jahrhundert — unwirklich und leicht unheimlich wie jene vor dem Erscheinen des steinernen Gastes, der französischen Revolution — hier im Jahrhundert der Bauern- und Religionskriege. Es lässt sich der grosse Gegenstand von Pirckheimers Verhältnis zur Reformation nur berühren. Wie alle Humanisten hat er ihr Kommen bereiten helfen, und wie die meisten wich er erschreckt und enttäuscht zurück, als sie mit dem elementaren Wesen, dem kahlbrennenden, raumschaffenden Wesen aller wirklichen Neuerung sich durchsetzte, und die ungeheure Verantwortung deutlich wurde, die nun auf ihren Erben lag. Wirklich in der Tiefe verstehn konnte ein Pirckheimer den Vorgang nicht.

Von der Mitte der 40er Jahre an war er ein schwer kranker Mann — er konnte vor Schmerzen nicht mehr gehn, er musste sich aufs Pferd heben lassen, um hinüber ins Rathaus zu gelangen; aber in seinen jungen Jahren, wie später in den Zeiten der Anfechtung, bis zu seinem 58. Jahre, besass er ein grosses, seltenes Gut: er hatte im Leben einen Begleiter durch den hindurch er das Grosse, das in seinem unermesslichen Jahrhundert vorging, doch wie einen Schauer spürte. — Albrecht Dürer, dieses reine Gemüt, steht neben ihm, wie ein Bote aus einer höhern Sphäre. So menschlich heiter dieser selbst am Menschlichsten seines reichen Freundes teilnimmt, er ist doch selbst nie wirklich davon berührt. Er lebt im Gesetz eines wahrhaft produktiven Lebens, das einer höhern Ordnung angehört. So wandelt er wie aus anderm Stoff neben dem pelzverbrämten, eifrig redenden Ratsherrn — auf dem Gemälde „Marter der zehntausend Christen“. Er bleibt immer aus diesem andern Stoff, und je tiefer Dürer die Wirklichkeit anfasst, sie fesselt, bis zur handwerklichen Gründlichkeit oder zur Theorie, so sehr er alle schweifenden Mächte zwischen Mensch und Natur zu verscheuchen sucht, entliehene Kunstmittel, ja bisweilen pedantische Methoden anwendet, um die Wirklichkeit einzufangen, zu steigern — diese Dürer'sche Wirklichkeit behält doch etwas Jenseitiges, was man in anderer Weise auch in der nüchternsten Musik von Bach findet. Es besteht zwischen Dürer und Pirckheimer ein wunderbares Verhältnis des Taktes, das völlig von Dürers Person bedingt ist, da Untergeordnetes — das ein im doppelten Sinne so ungleiches Verhältnis gefährden könnte — an ihn gar nicht herankommen kann. Er ist immer auf das Höchste ausgerichtet, und ein Gefühl für das Unaussprechliche, Einzigartige der menschlichen Lage ist ihm beständig gegenwärtig — bis zur Angst; dafür zeugt das erschütternde Wort, das er in Brüssel in sein Tagebuch einträgt: Dieser Mann Luther habe ihn von einer grossen Angst befreit. Und so ist es für ihn, und um das geht es — nicht wie bei Pirckheimer um ein Interesse und eine Diskussion. Dürer kommt immer von sehr weiten innern Wegen zurück, sein geistiger Besitz ist wirklich erworben. Wenn er mit Pirckheimer — was selten vorkommt — streitet, so steht bei ihm eine Ueberzeugung gegen eine Ansicht des Andern.

Melanchton berichtet von einer solchen Auseinandersetzung der beiden. Es geht um eine theologische Frage. Pirckheimer braust seiner Art gemäss plötzlich auf: „Derartiges kann man nicht malen“, sagt er, um den Maler an seinen Platz zu stellen. Aber Dürer antwortet mit solchem Ernst: „Was Ihr vorbringt kann man nicht einmal sagen“, sodass das Gespräch abbricht. Dürer versucht nur selten einzugreifen. Einmal fragt er den Freund warum er nicht Deutsch schreibe; dieser lateinische Stilist war nämlich ein Anderer in der eigenen Sprache. Nirgends sehen wir dies deutlicher, als in dem „Bellum Suitense“, dem Schweizer- oder wie wir sagen, dem „Schwabenkrieg“. Sein Latein besitzt hohe Klarheit, Eleganz und Durchsichtigkeit, aber, wenn man die naiv frische Darstellung Etterlins, des Luzerner Geschichtsschreibers, heranzieht, den er für die allgemeinen, nicht selbst erlebten Stellen des Buches einfach überträgt, da sieht man, dass eine organische Uebersetzung von Wort und Gedanken nicht stattfindet. Das Sinnliche der Sprache verkümmert, es ist eine Sterilität des Ausdrucks, die uns keinen Augenblick ohne den Argwohn lässt, ob die Worte sich decken mit dem, was er sagen wollte, oder ob die Wendung gewählt wurde, weil sie sich an dieser Stelle gut ausnahm. Es wären hierfür viele und schlagende Beispiele zu geben.

Dürer hat dies gespürt und hin und wieder leicht darauf hingewiesen. So lange er da ist, wird alles was Pirckheimer bewegt, wie von einem läuternden Strahl getroffen. Die merkwürdigen, ernsten und einfachen Stellen, die so stark herausfallen aus dem sonst gequälten und oft mühsam witzigen Lob des Podagra, das Pirckheimer während seiner Krankheit schrieb, oft scheinen sie wie Stücke eines Gespräches mit dem Freund. Bisweilen wehrt sich Pirckheimer gegen die stille Ueberlegenheit, hin und wieder zeigt er seine Macht, seine Bildung leistet ihm Dienste hierbei, bisweilen macht sich sein Unmut Luft in boshaften Bemerkungen — zum Beispiel über Dürers Frau —, im Ganzen aber hat Pirckheimer überall, wo es ihm möglich war, Dürer gefördert, ohne ihn allzu sichtbar zu verpflichten. Er hat ihn zum höchsten Besitz des Gemeinwesens gerechnet, er wusste, dass er ihm alles Erhebende, Steigernde, sittlich Fördernde verdankte, das ausgeht von einem wahrhaftigen Wandel. Mit unzähligen Stellen liesse es sich

belegen, wie sehr er ihn geliebt und nach seinem Tode betrauert hat.

Nicht lang hat er den Lebensfreund, der einst als Goldschmiedsohn im Hinterhaus seines Grossvaters aufgewachsen war, überlebt. Von Dürers Kunst ahnte er etwas. Ihn zog aber vor allem das Stoffliche an, so wie er Bibliophile war, die herrlichste Bibliothek deutscher Lande auf ererbtem Büchergut aufbaute, so wie er kostbare Edelsteine sammelte und Pelze, alte Stoffe — so liebte er an den Arbeiten seines Freundes, das Antiquarische und eine gewisse skurrile Symbolik, die man in Dürers Kunst zum Teil wohl als Tribut an den Geschmack Pirckheimers und seines Kreises betrachten kann. Für keine Dürer'sche Arbeit hat Pirckheimer sich unmittelbarer interessiert, als für den „Triumphzug Maximilians“ mit seiner metaphorisch krausen Heraldik.

Aber gerade solche Missverständnisse haben schaffende Gestalten oft in ihrer nächsten Nähe nötig, damit das Eigentliche sich in ihnen spanne. Wenn in Dürers Kunst selbst etwas zu spüren ist von dieser Retardierung des neuen Bildungs-Prozesses in Nürnberg, wenn das Nürnberger Patriziat die neue Bildung nach langem Zögern schliesslich respektiert hat, so nahm sie sie dann auch ganz als ein Standesvorrecht in Anspruch und verhielt sich gegen eine Demokratisierung der Bildung so ablehnend wie möglich. Es ist aus dem Geiste des Pirckheimer'schen Humanismus heraus geschrieben, wenn es in der Denuntiation des Hans Sachs heisst: „Indignor indoc-tissimis idiotis idem licere, quod aequum fuerat doctis tantum permittere“ — zu deutsch: *Quod licet Jovi non licet bovi*. Hans Sachs beginnt einen neuen Kampf für die demokratische Rezeption des Humanismus. Pirckheimer hat all dies sehr spät erst kommen sehn und hat dann gemeint, man hätte solche Bestrebungen früher fördern sollen; manche Härten der Reformation wären dadurch vermieden worden.

Denn auch die Reformation musste der Rat in die Hand nehmen, wollte er die bestehenden Machtverhältnisse wahren. Und mit dieser obrigkeitlichen Reformation, die nun kam, hatten die Humanisten nichts zu tun. Es ist ein aussichtsloses Unterfangen, die Reformation und die Humanisten gegeneinander zu stellen. Sie stehn auf zwei verschiedenen Seiten der Erde

— so wie Luther und Erasmus durch eine Welt getrennt sich gegenüber stehn: dem Einen geht es um Religion, dem andern um ein sittliches Paradies, in welchem eine reine Moral die Sicherheit gewährt für das Blühen einer hohen Bildung. Erasmus fuhr still von der Stadt Basel ab, von einer wortlosen Menge begafft — nach dem Bildersturm. An Pirckheimer hatte er geschrieben: „Wo immer die lutherische Lehre regiert, da ist der Untergang der Wissenschaft.“ An Zasius schrieb Pirckheimer: „Ich bekenne, dass ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht selig, denn wir hofften die römische Buberei sollte gebessert werden; aber so man zusieht, hat sich die Sache also verändert, dass die evangelischen Schandbuben jene Buben fromm machen.“ Am nächsten ging Pirckheimer das Ergehen seiner Schwestern, seiner Töchter, die Klosterfrauen waren und die bis zum Schlusse tapfer durchhielten. Ueberall wo an Stelle des Herkommens das neue Wort zum Gesetz wird, überall wo der gewöhnliche Gang des Lebens durch das Ausserordentliche gestört wird, öffnet sich die Unterwelt. In Nürnberg war es nicht anders. Pirckheimer hat mit sehr edlen Waffen bis zuletzt gekämpft gegen das Andrängende, gegen das Neue, das jetzt heraufkam. Aber klares, richtiges Denken — Leidenschaftslosigkeit — was vermögen sie gegen die Leidenschaft, in der eine neue Zeit geboren wird? Gegen die revolutionäre Grundwelle, die sich jetzt erhob, hat Luther, der selbst aus der Leidenschaft Geborene, andere Worte gebraucht: „Darum soll man zuschmeissen, und gedenken, dass nichts Giftigeres, Teuflerisches sein kann, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, denn ein aufrührerischer Mensch.“

Pirckheimer und diejenigen, die seine Genossen waren traten nun hinter die Hüllen zurück. Es schien als müsste das 17. Jahrhundert mit seinem grossen Krieg in Deutschland das Bestreben dieser Männer zuschütten. Am Ende des 18. Jahrhunderts aber waren sie allesamt wieder da — wie neugeboren, wie befreit diesmal, erfüllt im wahren deutschen Humanismus, mit dem am höchsten gesteigerten Sinn für Gegenwart, dem Streben, von dem uns schlangengleich umwindenden Begriff der Zeit, frei zu werden, weder an ein Gestern mit Wehmut zurückzudenken, noch ein besseres

Morgen herbeizusehen — noch dem allzu Flüchtigen des Augenblicks untertan zu sein: sondern mit dem Heute das Dauernde, das Wirkliche aller Zeiten zu umfassen und in diesem voll und stark und ohne Furcht zu leben. Dies ist ewiger Humanismus.

Zwei Sonnetten von John Keats

Uebersetzen von Max Geilinger

I

Auf dem schottischen „Schneeberg“

Lies mir von deiner Weisheit, Muse, laut
Auf dieses Schneebergs Haupt, wo Nebel schweift.
Ich schau in Schründe; ein Gedämpfe braut,
Die Krachen bergend — just so viel begreift

Die Menschheit von der Hölle; blickst du auf,
Ziehst Nebelschwaden überm Haupte — just so viel
Weiss unsre Menschheit von den Himmeln. Auf,
Um mich nebelt es im blinden Spiel.

So viel, so wenig ahnt das Ich vom Ich.
Auf Steingebröckel tretend mit den Schuh'n,
Witzloser Elf, und nur den Druck erspürend, weiss ich nun:
Die eignen Augen lassen mich im Stich

Und sehn nur Schrund und Dampf, im Nebelschwanken
Der Höhe wie im Reiche der Gedanken.